

Hochverehrte Festgemeinde des Le-Bas-Dinners, liebe Anthony Powell-Leserinnen und -Leser,

wir feiern heute nicht nur den 112. Geburtstag Anthony Powells. Ganz Deutschland, insbesondere ganz Köln gedenkt heute des 100. Geburtstags des Literaturnobelpreisträgers Heinrich Böll. Dies muß für die Teilnehmer des Le-Bas-Dinners unbedingt Anlaß sein, an drei Dinge zu erinnern. Erstens daß Anthony Powell nie den Nobelpreis erhalten hat, ja noch nicht einmal zum erweiterten Kreis jener Autoren zählte, die dafür im Gespräch waren: ein Schicksal, das Powell zwar mit Franz Kafka, James Joyce und Vladimir Nabokov teilt, das wir heute gleichwohl aber nicht anders als mit Abscheu und Empörung zur Kenntnis nehmen können. Übrigens ging die Auszeichnung der Schwedischen Akademie 1972 ursprünglich gar nicht an den Kölner Schriftsteller Heinrich Böll, sondern an einen gleichnamigen Flaschnermeister aus Nippes. Dieser Flaschnermeister Heinrich Böll erhielt um Punkt 12 Uhr einen Anruf des Sekretärs der Schwedischen Akademie aus Stockholm, in dem dieser ihn informierte, daß er mit diesjährigen Literaturnobelpreis ausgezeichnet werde. Erst als Flaschner Böll in lobenswerter Bescheidenheit die Auszeichnung ablehnte und auf seinen Namensvetter verwies, entschied sich die Akademie um 12.05 Uhr um. Ich bin mir nicht sicher, ob heute noch jemand so viel Selbstentsagung wie dieser Flaschnermeister aufbrächte. Und zum dritten gilt es ins Gedächtnis zu rufen, daß Robert Gernhardt, der 2006 viel zu früh verstorbene und ebenfalls ohne Nobelpreis in die Grube gefahrene Autor und Künstler, alles Wissenswerte über Heinrich Böll in vier goldene Verse packte:

„Der Böll war als Typ wirklich klasse,

Da stimmten Gesinnung und Kasse.

Er wäre überhaupt erste Sahne,

wären da nicht die Romane.“

Soviel aus gegebenem Anlaß zu Heinrich Böll aus dem Mund von Robert Gernhardt, der in der deutschen Nachkriegsliteratur Wort und Bild am stimmigsten zu verbinden wußte. Nun aber zu Wort und Bild und Wahrheit bei Anthony Powell und in dessen zwölfbändigem Romanzyklus „A Dance to the Music of Time“. Wer den Autor

Anthony Powell in seinen Romanen sucht, der wird sich unweigerlich an den alten Witz von Shifko, dem König der Hütchenspieler erinnern fühlen. Dieser war in Ausübung seines Berufes so reich geworden, daß er sich auf dem Friedhof von Tirana gleich drei Grabstellen mit drei Grabsteinen leisten konnte. Auf dem mittleren Grabstein steht: „Hier liegt Shifko, König der Hütchenspieler.“ Und die Grabsteine links und rechts daneben tragen die Inschriften: „Oder hier?“ „Oder Hier?“

Wie Shifko, König der Hütchenspieler, ist Anthony Powell in „A Dance to Music of Time“ nicht zu fassen, nirgendwo mit Gewissheit dingfest zu machen oder sicher zu verorten. Dieser Schriftsteller ist nicht zu greifen, weil er sich an Flauberts berühmte Maxime gehalten hat, wonach der Autor in seinem Werk wie Gott in seiner Schöpfung sein soll: überall gegenwärtig und nirgendwo sichtbar.

Aber Anthony Powell hat den Übertitel seines Romanzyklus mit Bedacht gewählt: A Dance to the Musik of Time, Ein Tanz zur Musik der Zeit bezieht sich auf das berühmte Gemälde von Nicolas Poussin in der Wallace Collection in London. Im Auftrag des späteren Papst Clemens IX. schuf Poussin in den 30er Jahren des 17. Jahrhunderts ein Figurenquartett, das zur Lyra eines Greises einen anmutigen Reigen aufführt. Powell läßt seinen Erzähler Nicolas Jenkins, dem er nicht zufällig den Vornamen Poussins verliehen hat, zu Beginn des ersten Bandes „Eine Frage der Erziehung“ beim Anblick einiger Straßenarbeiter, die sich im Winter um einen Eimer mit brennenden Koks scharen, in Assoziationen schwelgen: erst erinnert ihn einer der Arbeiter an einen Shakespearschen Narren, dann muß er bei ihrem Anblick an römische Legionäre denken und schließlich an Zentauren. Dann folgen jene Sätze, mit denen sich Anthony Powell, damals 45 Jahre alt, das gewaltige Programm aufgibt, das er in den kommenden 25 Jahren und elf weiteren Romanen abarbeiten wird - in der Übersetzung von Heinz Feldmann: „Diese Projektionen aus klassischer Vergangenheit, aber auch etwas in der Körperhaltung der Männer selbst als sie sich von dem Feuer abwandten, beschworen plötzlich die Szene des Gemäldes von Poussin, in der die Jahreszeiten, Hand in Hand und nach außen gewandt, zu der Musik der Leier tanzten, die der geflügelte nackte Graubart spielt. Und diese allegorische Darstellung der Zeit weckte dann Gedanken an das irdische Leben: an die Menschen, wie sie, nach außen gewandt wie die Jahreszeiten, sich Hand in Hand in

verschlungenem Rhythmus bewegen; wie sie langsam, methodisch und manchmal leicht unsicher schreiten in Wendungen, die erkennbare Formen annehmen, oder wie sie ausbrechen in wilde, scheinbar sinnlose Drehsprünge, während ihre Partner verschwinden, nur um dann wieder zu erscheinen und erneut dem Schaustück eine Struktur zu geben; wie sie unfähig sind, die Melodie, und unfähig vielleicht auch die Schritte des Tanzes zu bestimmen.“

Es ist der Tanz mehrerer Generationen, den uns Powell in seinem eine Handlungszeit von sage und schreibe 50 Jahren umfassenden Romanzyklus präsentiert. Wie in Goethes Totentanz -

Nun hebt sich der Schenkel, nun wackelt das Bein,
Gebärden da gibt es vertrackte;
Dann klippert's und klappert's mitunter hinein,
Als schlüg' man die Hölzlein zum Takte.

... wie in Goethes Totentanz nehmen wir im Verlauf der Romane einige höchst eigentümliche Verrenkungen und Schrittfolgen unserer zahlreichen Akteure wahr, die sich und ihre Partner finden und wieder verlieren und manchmal erneut finden, während sie altern und sie und ihre Gesellschaft und ihr Land sich verändern. Wenn ein Schriftsteller aber derartig scharfsichtig und sprachmächtig eine Bildbeschreibung an den Anfang seines Romanzyklus stellt, dann lohnt es sich vielleicht, noch ein wenig den Spuren der Malerei in diesen Romanen zu folgen. Anlaß dafür war für mich der erstaunliche Fall jener beiden Rembrandt-Gemälde, „Susanna und die beiden Alten“ und „Die Vision Daniels“, die 1883 in den Besitz der Gemäldegalerie Berlin gelangten. Beide befanden sich hundert Jahre zuvor in der Sammlung des Engländers Joshua Reynolds, der selbst ein von seinen Zeitgenossen anerkannter, ja verehrter Maler war. Nun hat Reynolds sich aber nicht damit zufrieden gegeben, diese Bilder von Rembrandt zu besitzen, er hat sie teilweise bis auf die Grundierung abgetragen und vollkommen neu gemalt. Vor zwei Jahren rückten die Forscher der Berliner Gemäldegalerie ihren Rembrandts mit neuester Röntgen- und Pigmentmesstechnik zu Leibe und kamen dabei zu verbüffenden Resultaten. Von Rembrandt konturenreich gemalte Partien ließ Reynolds mit flüchtigem Pinselstrich verschwommen erscheinen. Die ehemals bedeutend helleren und farbigen Bilder tauchte Reynolds in ein

schlieriges Dunkel und überzog sie mit einer dünnen, geblichbraunen Schicht. Und warum hat Reynolds dies um alles in der Welt getan? Joshua Reynolds fand offenbar, daß seine Rembrandts nicht „rembrandesk“ genug aussahen, nicht den Vorstellungen des 18. Jahrhunderts von einem „echten“ Rembrandt entsprachen und zu viel Licht und zu wenig Schatten zeigten. Deshalb griff Reynolds zu Pinsel und Palette und legte selbst Hand an - im unerschütterlichen Glauben, die Werke dadurch zu verbessern. Hat Anthony Powell Poussins Gemälde „A Dance to the Music of Time“ so wie Joshua Reynolds seine Rembrandts ähnlich übermalt, um ein Ergebnis zu erzielen, das eher seinen Vorstellungen vom Sujet entsprach als das, was tatsächlich auf dem Bild zu sehen ist? Fest steht jedenfalls, daß Poussins Gemälde keineswegs, wie Powell schreibt“, die Jahreszeiten, sich Hand in Hand in verschlungenem Rhythmus“ bewegend zeigt. Die dem Betrachter den Rücken zuwendende Figur mit den Olivenzweigen im Haar im Hintergrund ist nämlich ganz zweifellos männlich, was Anthony Blunt, Kunsthistoriker und als sowjetischer Spion zu den berüchtigten Cambridge Five zählend, als erstem auffiel. Poussins Zeitgenossen Giovanni Pietro Bellori zufolge stellen die vier Tänzer nicht die vier Jahreszeiten sondern Allegorien von Armut, Arbeit, Reichtum und Vergnügen dar, ein Bildprogramm, das von dem Auftraggeber des Gemäldes, Giulio Rospigliosi, dem späteren Papst Clemens dem IX, entworfen wurde.

Malerei und die Manipulation von Licht und Schatten spielt in Gestalt des höchst mittelmäßigen Malers Mr. Deacon im Dance eine Rolle. Dieser ist mit den Eltern des Erzählers befreundet und schenkt in „Tendenz Steigend“ dem Erzähler einen Holzkasten mit Ölfarben. Viele Jahre später trifft Nick Jenkins Mr. Deacon in Paris im Louvre wieder und erlebt schließlich auf einer Auktion seines Nachlasses, wie vier seiner großformatigen Ölschinken wider Erwarten doch noch einen Käufer finden, wenn auch nur für einige Pfund. „Ich verfiel wieder einmal in Grübeleien über die Diskrepanz zwischen einem Malstil, der selbst zu Mr. Deacons Frühzeit unmodern und, bestenfalls trocken-formalistisch gewesen sein muß, und den revolutionären Prinzipien, die er predigte und – außer auf dem Gebiet der Ästhetik – auch in einem beträchtlichen Maße praktizierte“, schreibt Powell. „Der fast gänzliche Mangel an Fantasie in Mr. Deacons Malerei resultierte letztlich in einem Werk, das nicht an die

‚Romantik‘ und schon gar nicht an den ‚Klassizismus‘ denken ließ, sondern an ein unendlich banales Munster des täglichen Lebens, denn man verband die griechischen und römischen Episoden, die er darstellte, unwillkürlich mit der Welt der gemütlichen Kneipen und Teestuben – „wenigstens wenn man sie sich“, wie Barnby zu sagen pflegte, „als Bildreproduktionen etwa in Fotogravüre, vorstellt“, obwohl Barnby selbst, wenn er in einer bestimmten Stimmung warm immer wenigstens einige Aspekte von Mr. Deacons Kunst zu verteidigen versuchte.“

Ich glaube, meine Damen und Herren, daß wir in Gestalt des immer etwas komisch gewandeten, niemals die Eisenbahn benutzenden Mr. Deacon ein Selbstportrait des Künstlers Anthony Powell vor Augen haben. Wie in Deacons Bildern existiert in Powells Dance eine Fallhöhe von Sujet und Darstellungsweise, sie legen mit ihren „Trümmern klassischer Bildmotive“ auch die Fundamente einer Kunst des 21. Jahrhunderts, und es sind diese reizvollen Übermalungen und Brüche, die jene köstliche Leselust auslösen, die uns immer wieder zu A Dance to the Music of Time zurückgreifen läßt. Doch ehe nun noch jemand wie der unsterbliche Le Bas einen Schlaganfall beim Zuhören meiner Rede erleidet, schließe ich mit Anthony Powell: „Manche Menschen glauben, ein Roman könne nicht wahr sein, weil er ausgedacht ist. Genau das Gegenteil ist der Fall. Biographien und Memoiren können nie ganz wahr sein, weil sie nicht alle erdenklichen Umstände des Geschehenen erzählen können. Der Roman kann das aber sehr wohl.“